

PERSÖNLICHKEIT / PERSÖNLICHKEITSETHIK (katholisch)

Zwischen Persönlichkeit und Person wird in der katholischen Theologie nicht strikt unterschieden. Der Begriff »Persönlichkeit« – *personalitas* – wird vielmehr seit dem Mittelalter synonym zu jenem der Person gebraucht. Die aus der Offenbarung gewonnene Einsicht, dass der Mensch Ebenbild Gottes ist (Gen 1,27), wird theologisch so interpretiert, dass ihm wesentliche Eigenschaften Gottes – wenn auch nur potentiell und bleibend unvollkommen – zukommen. So schreibt Thomas von Aquin († 1274) bezug nehmend auf Johannes von Damascenus: »[...] der Mensch ist nach Gottes Ebenbild gemacht (heißt), dass er ein vernünftiges (*intellectuale*), frei wählendes (*arbitrium liberum*) und sich selbst bestimmendes (*per se potestativum*) Wesen ist. Denn das wird mit ›Ebenbild‹ bezeichnet« (STh I–II Prolog). Die menschliche Persönlichkeit wird so durch drei grundlegende Merkmale charakterisiert: Vernunft, Willensfreiheit und die Fähigkeit zur Selbstbestimmung. Es ist Aufgabe des Menschen, diese potentiellen Anlagen in seinem Leben nach seinen Möglichkeiten zu entfalten, wobei die göttliche Gnade die »Natur« trägt und vollendet (*gratia supponit naturam et perficit eam*). Mit der Bestimmung der Persönlichkeit im weiteren Sinn sind demnach die wesentlichen Fragen der theologischen und philosophischen Anthropologie, wie Geschöpflichkeit, Geschichtlichkeit, Gesellschaft, Freiheit, Wille, Verantwortung u. Ä., verbunden. Im engeren Sinn, wird – so auch in der psychologischen und pädagogischen Literatur – Persönlichkeit als Resultat der Selbstentfaltung des Menschen in seiner jeweiligen Eigenart und aus eigener Verantwortung verstanden. Persönlichkeit meint dann das Ziel eines Prozesses der Selbsterziehung und Selbstwerdung zum reifen Menschen, der seine ihm von Gott gegebenen Potentiale verantwortlich entfaltet. Dabei geht der christliche Begriff der »Persönlichkeit« von einer Ausgespanntheit des menschlichen Lebens zwischen seinem Anfang (Geburt) und seinem Ende (Tod) aus, d.h. der Mensch als Geschöpf ist dazu berufen, sich auf

seinem Lebensweg »von Gott durch die Welt zu Gott« zu bewahren. Sein rechtes Handeln als Ebenbild Gottes und Mitwirkender an dessen Schöpfung (Gen 2,15) ist sein Beitrag zu seiner Neuschöpfung oder Erlösung, die eschatologisch durch und bei Gott vollendet werden soll. Aufgrund dessen lassen sich Stadien der Persönlichkeit unterscheiden – jene der Schöpfung (*creatio*), der Neuschöpfung (*recreatio*) und der Vollendung (*perfectio*): »Das erste Bild findet sich in allen Menschen, das zweite nur in den Gerechten, das dritte jedoch nur in den Seligen« (STh I q. 93 a. 4).

Die christliche Ethik des Westens übernahm seit dem 13. Jh. die klassische griechische Tugendethik (*virtus*; griech. *arete*) in ihrer über Byzanz und die Araber vermittelten Form und leitete damit den westlichen Früh-Humanismus und die anthropologische Wende zum Subjekt ein. Trotz der Ablehnung durch die Reformation (Gnadenproblematik) und (bis auf Ausnahmen) im Protestantismus bis heute sowie des Wandels in der Ethik hin zur Norm- bzw. Gesetzesethik im katholischen Naturrechtsdenken ab dem 19. Jh. bildet die Tugendethik als Persönlichkeits-Ethik bis heute das Rückgrat der katholischen Ethik. Sie ist im Kern eine gedankliche Durchdringung und Konkretisierung der christlichen Offenbarung, die die von Gott geschaffene und gerufene Person – als Empfangende wie als Handelnde – in den Mittelpunkt stellt. Dieses im westchristlichen Kontext entstandene Persondenken wurde über Vermittlungen (Menschenrechte u. Ä.) in die politische säkulare Kultur übernommen und wird heute in dieser Form globalisiert. In diesem Prozess trat freilich die Persönlichkeits-Ethik in den Hintergrund und bedürfte heute einer Wiederbelebung, um den Einzelnen besser zur christlichen Verantwortung zu befähigen. Denn vernünftiges, freies und selbstbestimmtes Handeln setzt personale Fähigkeiten voraus, die durch entsprechende Übung (*habitus, hexis*) gewonnen werden müssen. Die Persönlichkeit wächst, indem der Mensch lernt, das Gute zu erkennen und es in Freiheit zu tun, um damit sich selbst als Persönlichkeit zu entwickeln.

Die bis in die Gegenwart im katholischen Raum leitende thomistische Ethik als Persönlichkeits- oder Tugendethik geht von vier Kardinaltugenden (*virtutes cardinales*, von *cardo* – Türangel, weil in ihnen alle Handlungen des Menschen ihre Verankerung finden) aus: der Klugheit, der Gerechtigkeit, der Tapferkeit und dem Maß – sowie von den drei göttlichen Tugenden (*virtutes infusae*) Glaube, Hoffnung und Liebe. Dieses pädagogische Schema zeigt die innere Verbundenheit der christlichen Tugenden (*connexio virtutum*), durch deren Übung sich die Persönlichkeit mithilfe der Gnade und des Gesetzes in freier Entscheidung entwickeln soll. Das Ziel dieses personalen Reifungsprozesses ist die Integration aller intellektuellen und emotionalen Kräfte und damit die Einheit der Persönlichkeit, durch die der Mensch

»Gott mit ganzem Herzen, mit ganzer Seele und mit allen Kräften lieben« kann (Dtn 6,5). Dem liegt die Einsicht zugrunde, dass gutes und rechtes Handeln der Einübung durch Wiederholung bedarf, die den Menschen befähigt, in der je einmaligen Entscheidungssituation des Hier und Jetzt das Rechte zu tun. »Tugend ist das, was den, der sie hat, und sein Werk gut macht« (STh II–II q. 123 a. 1). Sie ist weder bloß mechanische Gewohnheit noch das Resultat sozialer Konditionierung, sondern entsteht durch freie personale Akte, die dem Willen des Menschen zum Guten entspringen und ihn zugleich auf diesem Weg bestärken. Die ethische Theorie bzw. Belehrung steht dabei im Dienst der personalen Praxis. Ihr Ziel ist das Wohl des Nächsten (Liebe, Gerechtigkeit). Diese Ausrichtung auf den Mitmenschen (Nächstenliebe) und die Ausrichtung auf Gott (Gottesliebe) bedingen einander (1 Joh 4,20). Beide setzen die göttliche Gnade voraus, deren Wirksamkeit aber durch das Sein und Handeln des konkreten Menschen gefördert oder begrenzt wird. Gottes- und Nächstenliebe bilden dabei jene obersten Tugenden, die alle anderen Eigenschaften der Persönlichkeit durchformen sollen (die Liebe wird so als *forma virtutum* bezeichnet). Der antike Tugendbegriff wird damit auf die Liebe hin fokussiert und dadurch christianisiert. Aus der Gottesliebe als Freundschaft mit Gott entspringt die Liebe zum Nächsten, seine Bejahung als Mitgeschöpf und das Wohlwollen ihm gegenüber. Die universal (nicht nur innerchristlich zu übende) Nächstenliebe fordert von der Persönlichkeit in verschiedenen Lebenssituationen, das zu erkennen, was der Liebe dient, und die Fähigkeit, es auch unter Schwierigkeiten zu verwirklichen. Dies gilt für die geistigen ebenso wie für die leiblichen Werke der Barmherzigkeit: Frieden zu stiften, die Hungrigen zu speisen usw. (vgl. Mt 25,35–43). Zur Verwirklichung der Liebe als oberstem Ziel kommt allen Tugenden, den göttlichen und den Kardinaltugenden, eine eigene Funktion zu. Der *Glaube* richtet den Menschen als ganzen auf Gott hin aus, indem er ihm die göttliche Wirklichkeit als höchstes Ziel vor Augen stellt. Er unterstützt ihn in der rechten Erkenntnis der Wirklichkeit und in der Selbsterkenntnis aufgrund der inneren Verbundenheit mit Gott, der die Wahrheit ist. Die *Hoffnung* befähigt den Menschen, sich an den göttlichen Verheißungen zu orientieren und in der Erwartung auf die eschatologische Vollendung beharrlich das Gute zu tun (Hebr 10,36a).

Die Tapferkeit (*fortitudo*) ist die Fähigkeit, auch angesichts von Übeln, deren größtes der Tod ist, am Guten und Richtigen festzuhalten. Thomas von Aquin unterscheidet drei Stufen: die Tapferkeit im Alltag und Krieg, zu der er die sogenannten Sekundärtugenden wie Pünktlichkeit, Ordnungsliebe usw. zählt; die Tapferkeit, auf Gott zuzugehen (*fortitudo purgatorii*) als Grundlage eines christlichen Lebens und – als höchste Stufe – die Tapferkeit

des Märtyrers, der sein Leben für den Glauben gibt. Die Kardinaltugend des rechten Maßes (*temperantia*) zielt auf die Formung des sinnlichen Bereichs des Menschen, damit er sich nicht durch seine Sinnlichkeit vom rechten Weg ablenken lässt. Dies verlangt die Fähigkeit zur Selbstbeherrschung in allen jenen Bereichen, wo sinnliche Begierden die menschliche Integrität zerstören können (Besitz-, und Machtstreben, Genuss, Konsum, Sexualität). Tapferkeit und Maß als personale Grundtugenden zielen (im Anschluss an die aristotelische und im Gegensatz zur stoischen Tradition) auf eine Kultivierung der Affekte und nicht auf ihre Auslöschung (*apatheia*).

Gerechtigkeit als oberste Charaktertugend hingegen ist nicht auf die eigene Person, sondern auf den Anderen bezogen. Gerech ist, wer »jedem das Seine gibt«, und zwar habituell, mit festem und unwandelbarem Willen. Es lassen sich drei Arten von Gerechtigkeit unterscheiden: Auf zwischenmenschlicher Ebene geht es um den gerechten Ausgleich von eigenen und fremden Interessen (*iustitia communitativa*, Tauschgerechtigkeit; z. B. die Bezahlung für gekaufte Waren, die Auszahlung des vereinbarten Lohnes u. Ä.). Die zweite Art ist dem politischen Bereich zugeordnet. Sie verlangt von den Bürgern die Einhaltung der Gesetze (*iustitia legalis*; Gesetzesgerechtigkeit). Die dritte Form der Gerechtigkeit ist jene, die der Staat bzw. die Regierung dem Einzelnen schuldet (*iustitia distributiva*). Sie betrifft den gesamten Bereich des sozialen Rechts (Sozialversicherung, Steuern usw.). Die Klugheit (*prudentia*) ist die Verstandesfähigkeit, klar zu erkennen, was einem angestrebten Ziel dient. »Der Kluge überlegt gut und wählt richtig« (STh II-II q. 47 a. 1 ad 2). Da ihre Qualität durch das Ziel bestimmt ist, kann man zwischen einer falschen, einer neutralen und einer »guten« Klugheit unterscheiden. Die erste verfolgt schlechte, die zweite neutrale Ziele (z. B. eigene Geschäfte), die dritte aber ist jene, »die in Richtung auf das gute Ziel des gesamten Lebens recht überlegt, urteilt und gebietet« (STh II-II q. 47 a. 3).

Das Ziel der Tugenden und ihrer Praxis ist die Förderung christlichen Handelns durch die personale Integration und Durchformung der Emotionen, um in der Freiheit und Liebe zu wachsen. Dies soll im Streben nach dem je Besseren geschehen, aber auch in der demütigen Anerkennung der je eigenen Grenzen der eigenen Natur mit ihren Potentialen als Grundlage für das Wirken Gottes. In diesem Sinne spricht Paulus von einer *logike latreia*, einem rechten Lebenswandel als vernünftigem Gottesdienst (Röm 12,1), durch den die Christen sich selbst als Opfer durch ihre guten Taten darbringen.

Philosophiegeschichtlich wird seit dem 19. Jh. die Persönlichkeitsethik vor allem im deutschen Sprachraum durch die Pflichtethik Kants abgelöst,

auch wenn die aristotelisch-thomistische Ethik im katholischen Binnenraum führend bleibt. Letztere wandelt sich jedoch zu einer stärker normativ ausgerichteten Naturrechtsethik. Das Gesetz wird nicht mehr als Hilfe verstanden, sondern wird zum Inbegriff moralischer Verpflichtung. Der Vorteil der Klarheit wird dadurch mit einer geringeren Orientierung an der Persönlichkeit und ihren je individuellen Fähigkeiten erkauft. Der Vorrang des Willens in der Normethik Kants dient zwar gleichfalls der humanen Anerkennung des Anderen (als Zweck in sich) und damit seiner Würde als Persönlichkeit, scheint jedoch weniger geeignet, die emotionale Integration der Persönlichkeit zu fördern. Damit Hand in Hand geht die Abkoppelung der Psychologie und Pädagogik von der Ethik.

In der westlichen Theologie kommt es zudem (bereits seit dem 14. Jh.) zu einer sukzessiven Trennung der Ethik von Theologie und Spiritualität. Diese Einheit wieder zu gewinnen, ohne die Differenzierungen aufzugeben, die aus der Normethik gewonnen werden können, erscheint heute als Desiderat einer Ethik der Persönlichkeit. Seine Realisierung könnte durch eine ökumenische Zusammenarbeit wesentliche Impulse erhalten. Diese ist umso dringlicher, da säkulare Persönlichkeitskonzepte, die den Menschen auf seine materielle oder biologische Basis reduzieren, die Moderne begleiten. So prognostizierte Marx in seinen Frühschriften (1844), dass nach der Aufhebung des Privateigentums der Mensch sich »sein allseitiges Wesen auf eine allseitige Art« aneignen werde (K. Marx, Frühe Schriften, hg. v. H.-J. Lieber und P. Furth, Stuttgart 1962, 598). Die utopische Erwartung des marxistischen Materialismus, dass der neue Mensch durch eine Veränderung der Eigentums- und damit Gesellschaftsverhältnisse ohne Ethik und moralische Anstrengung entstehen werde, ist anthropologisch falsch. Die Gesellschaft mit ihrer Moral, ihren Normen, Werten und Vorbildern hat zwar prägenden Einfluss auf die Persönlichkeit; diese kann die gesellschaftlich bedingten moralischen Vorgaben jedoch überschreiten, d. h. sie ist nicht durch sie determiniert. Die Debatte über die »autoritäre Persönlichkeit« im deutschen und angelsächsischen Sprachraum zeigte (Milgram-Experimente), dass politische Totalitarismen sich auf die grundsätzliche Bereitschaft von Menschen stützen, andere zu unterdrücken und zu quälen. Dies hat auch post-totalitäre christliche Persönlichkeitsethik zu beachten. Menschliche Integrität setzt nicht nur die Fähigkeit zur moralischen Selbstreflexivität voraus, sondern auch die Ausrichtung der Persönlichkeit auf das Gute und damit auf Gott und das Wirken seiner Gnade.

Literatur: J. Pieper, Das Viergespann. Klugheit. Gerechtigkeit. Tapferkeit. Maß, München 1964; E. Schockenhoff, Bonum hominis. Zur Ethik des Thomas von Aquin, Mainz 1987; E. Schockenhoff, Grundlegung der Ethik. Ein theologischer

PERSÖNLICHKEIT / PERSONALITÄT (orthodox)

Entwurf, Freiburg u. a. 2007; Ch. Taylor, Quellen des Selbst. Die Entstehung der neuzeitlichen Identität, Freiburg u. a. 1996.

Ingeborg Gabriel